

Schaafs Hermann

Er war bitter arm, aber zufrieden

Man nannte ihn bei uns im Dorf etwas geringschätzig „Schoofs Hermann“ in der Annahme, dass „Schaaf“ doch wohl „Schaf“ bedeuten müsse. Weit gefehlt und völlig daneben: „Schaaf“ ist ein niederländischer Begriff und bedeutet „Schabgerät, Hobel.“ In unserem heimischen Sprachgebrauch gibt es „die Schaaf,“ mit der unsere Eltern im Spätherbst aus den Weißkohlköpfen ihren „Suëre Kappes“ (Sauerkraut) zurecht schnippelten: Der metergroße Gemüsehobel. Analog zum Hauptwort kennen die Niederländer auch „beschaafd“ als Ausdruck für „fein, geschliffen, edel, gebildet.“ Schaafs Hermann ist schon seit Jahrzehnten tot, er war wohl der an Gütern ärmste Einwohner von Blankenheimerdorf, trotzdem aber ein glücklicher und zufriedener Mann. Er ging bei uns ein und aus.

Theodor und Gertrud Schaaf, die Eltern von Hermann, waren zwar keine gebürtigen Nonnenbacher, sie haben aber lange Zeit dort gewohnt, bevor sie ein kleines Haus in Blankenheimerdorf im Ortsteil „Zollstock“ gegenüber dem späteren „Kasseschopp“ (Dreschanlage der Raiffeisenkasse) kauften. Ich kann mich noch an das alte „Schaafs Hüüsje“ in Nonnenbach erinnern: Ein kleines altes Wohnhaus, es stand auf dem Anwesen Plützer („Knubbe“) an der Stelle, wo später Theodor Plützer („Knubbe Thuëres“) ein neues Wirtschaftsgebäude errichtete. Ich habe auch Hermanns Mutter Gertrud noch gekannt, eine kleine „verhutzelte“ Frau. Nach dem Tod ihres Mannes kam sie noch häufig mit Hermann nach Nonnenbach, wo sie eigentlich „daheim“ war. „Schaafs Dröggche“ trug ein Muttermal oder Ähnliches am Mund, das sie ständig verschämt mit der Hand bedeckte.

Ich weiß nicht, ob Schoofs Hermann jemals einen Beruf erlernt hat, im Dorf hat ihn niemand je als Beschäftigten erlebt. Das lag vermutlich an einer körperlichen Behinderung: Hermann besaß einen auffälligen Sprachfehler, er „stotterte“ besonders in der Aufregung. Das war ihm im Alltag naturgemäß ein Handicap im Umgang mit seinen Mitmenschen, denen er unterdessen in vielen Fällen geistig haushoch überlegen war. Manche Leute behaupteten, dass eine heimische Firma Hermann gerne wegen seiner Kenntnisse als Bürokräft eingestellt hätte, dass aber die Eltern nicht einverstanden gewesen seien. Das ist allerdings nicht nachweisbar.

Schaafs Dröggche ist irgendwann in den 1950-er Jahren gestorben, seitdem wohnte Hermann allein in dem kleinen Haus am Kasseschopp. Es war mehr eine Hütte als ein Haus, mit schadhaftem Dach, Fenstern und Mauerwerk. Hermann bewohnte nur eins der drei Zimmer, es war für ihn Küche, Wohn- und Schlafzimmer zugleich, der Rest des Hauses war unbewohnbar. Die Giebelmauer der kleinen Scheune war einsturzgefährdet, Hermann hatte sie mit einem „Anker“ von außen stabilisiert, das Ankerseil führte quer durch die Scheune hinaus und war an einem Apfelbaum befestigt. Diese „Konstruktion“ hat für den Hausbewohner zeitlebens gereicht. Man hat Hermann des Öfteren belächelt und gehänselt, geholfen hat ihm aber keiner, obwohl jeder wusste: Für eine neue Giebelmauer hat Hermann keine Groschen.

Hermann ließ niemals einen Besucher ins Haus, man wurde an der Haustür abgefertigt. Eine der ungemein seltenen Ausnahmen war ich, ein einziges Mal hatte ich – notgedrungen – Zutritt zu Hermanns „Reich“ und das kam so: Ein Dorfbewohner hatte ihm einen gebrauchten Küchenschrank geschenkt, der war aber für das niedrige Zimmerchen bei Hermann zu hoch. Er karre das Oberteil des Möbels per Handwagen zu mir in Vaters Werkstatt und wir entfernten das offene Mittelteil mit dem „Brotkasten.“ Das ließ sich halbwegs manierlich bewerkstelligen, Hermann war jedenfalls höchst zufrieden und druckste herum: „Allein kann ich den Schrank nicht aufstellen, du müsstest mit zu mir kommen.“ Das wunderte mich zwar, da auch

mir selbstredend Hermanns „Hausverbot“ bekannt war, es weckte aber auch irgendwie meine Neugier. Ich ging also mit.

Gleich hinter der Haustür ging es scharf links um die Ecke ins „Allzweckzimmer,“ nur mit Mühe schafften wir den Möbeltransport. Es widerstrebt mir, Details über das zu schreiben, was ich im „Wohnzimmer“ von Schaafs Hermann zu sehen bekam. Immerhin hatte er sich den Raum so hergerichtet, wie es seinen Bedürfnissen und natürlich seinem Geldbeutel entsprach, – wenn überhaupt er einen solchen besaß. An der einen Längswand stand das „Bett,“ ein feldbettartiges Eisengestell mit zwei braunen „Pferdedecken“ und einer Deckenrolle als Kopfkissen. Mitten im Zimmer stand der „Ofen,“ ein rostiges Urgetüm mit untergestelltem offenen Aschenbehälter, das Ofenrohr führte durchs halbe Zimmer unter der Decke her durch die Wand in die Küche, weil dort der Kamin stand. Eine Art „Nachtkommödien,“ ein wackeliger Stuhl und in der Ecke ein relativ großer Küchentisch, das war das gesamte Mobilar. Auf dem Tisch türmte sich alles, was Hermann an Geschirr sein Eigen nannte. Er freute sich ungemein ob des „neuen“ Schrankes, in dem er jetzt Teller, Gläser und Flaschen unterbringen konnte. Er war echt glücklich und voll des Dankes an den Schrankspender.

Das „erniedrigte“ Oberteil war genau richtig, der Küchenschrank passte gut in Hermanns Wohnstube und er begann sofort, einzuräumen. Aus dem wüsten Geschirrhaufen auf dem Tisch fischte er eine Flasche heraus, dazu ein Schnapsglas und bot mir an: „Trinkst du nen Likör?“ Mit heimlichem Blick auf Glas und Flasche verzichtete ich lieber. Eine Flasche Bier hatte er leider nicht im Haus, dafür genehmigte er sich den mir zgedachten Likör. Hermann war einem guten und scharfen Tropfen nicht abgeneigt, hatte aber zum „Saufen“ kein Geld, er verfrug auch so gut wie gar nichts. Bier mochte er nicht.

Die Wasserversorgung war nebenan in der leerstehenden „Küche,“ ein einfacher Hahn gleich neben der Haustür an der Außenwand, ohne jede zusätzliche Armatur, ein untergestellter Eimer war das „Waschbecken.“ Den lebensnotwendigen Wasseranschluß konnte ihm die Gemeinde nicht verwehren, auch wenn er die Wasserrechnung nicht bezahlen konnte. Anders sah es in der Stromversorgung aus: Der Stromanschluß war seit eh und je im Schaaf-Haus gesperrt, die Beleuchtung war vollständig auf Petroleumlampen eingerichtet. Einen Teil seiner mehr als spärlichen Groschen musste Hermann für die Beleuchtung ausgeben. Ich habe ihm einmal fünf Liter Petroleum geschenkt, seine Dankbarkeit kannte kaum noch Grenzen. Wo er seinen „Stejnollich“ (Steinöl, = Petroleum) normalerweise einkaufte, weiß ich nicht, vermutlich war er im ländlichen „Allerweltsladen“ zu haben.

Wenn ich eingangs behauptete, dass Schaafs Hermann manchen seiner „gebildeten“ Mitmenschen hinsichtlich geistiger Fähigkeiten „in die Tasche“ steckte, so kann ich das belegen: Er hat sich zeitlebens im Rahmen seiner finanziellen Möglichkeiten durch einschlägige Literatur fortgebildet, die Geologie und Geographie waren sein Hobby, sein Hauptaugenmerk galt unterdessen der Mathematik und ganz besonders der Optik. Ob Quadrat- oder Kubikwurzelziehen – heutzutage kann das nur noch der Taschenrechner – „Schoofs Hermann“ brauchte dafür nur Papier und Bleistift. Und in der Berechnung optischer Geräte machte ihm kaum einer etwas vor. Hermann besaß ein paar Geräte: Einen guten Feldstecher, ein etwas altertümliches Mikroskop mit dem damals üblichen Messing-Tubus, ein mittelmäßiges Fernrohr für die Beobachtung des Nachthimmels, und etliche Glaslinsen verschiedener Größe. Die wusste er nutzbringend einzusetzen.

Die langen Winterabende waren bei Hermann ausgefüllt mit Lesen. Er besaß eine Kiste voller Lesestoff, darunter wissenschaftliche Werke älteren Datums über die Optik. An ein Buch erinnere ich mich noch: „Das Licht und die Farben,“ eine Abhandlung über die Spektralfarben. Mein Vater tauschte regelmäßig Lesestoff mit Hermann aus, der auch Kunde im Borromäusverein war. Hermann las im Bett, er hatte sich ein Gestell fürs Kopfende gebastelt, auf dem die Petroleumlampe in Kombination mit einer Sammellinse montiert war, – eine Art

Scheinwerfer, der das relativ düstere Petroleumlicht fokussierte und auf das Leseobjekt abstrahlte. Der „Erfinder“ wusste sich zu helfen, elektrischen Strom brauchte er nicht.

Solange es ihm körperlich möglich war – als er starb, war er über 80 Jahre alt – pflanzte Hermann alljährlich Kartoffeln an, deren Ertrag er dann verkaufte. Die dabei erforderlichen Hilfskräfte wurden ebenfalls mit Naturalien entlohnt. Vom „Ertrag“ kaufte sich Hermann nicht selten ein neues Buch. Seine Alltagskost bestand weitgehend aus Milchsuppe und Brot, die er sich selber zubereitete. Ansonsten wusste er sich aber auch zu helfen: In vielen Häusern, darunter auch bei uns, ging er ein und aus. Dabei erschien er meistens zur Essenszeit und nahm dankend und ungeniert die Einladung zur Teilnahme an der Mahlzeit entgegen. Das ging in der Regel folgendermaßen vonstatten: „Oh, bei euch gibt es heute Mittag Reibekuchen! Den esse ich auch gern,“ und selbstredend ging dann seine Erwartung in Erfüllung: „Dann setz dech eröm on eiß jät mot“ (dann setz dich her und iss mit uns). Reibekuchen war für Hermann der Himmel auf Erden, ebenso Sauerkraut, und wenn dazu auch noch ein Stück Fleisch auf seinen Teller kam, geriet er beinahe aus der Fassung. Derartige Leckereien konnte er selber nicht zubereiten, er hatte auch die Groschen nicht dafür. Bei uns erschien er gelegentlich noch spät nach dem Abendessen. Er wusste: Für ihn gab es dann immer noch ein paar Wurstbrote, gesättigt und zufrieden zog er dann ab.

Als er noch „gut zu Fuß“ war, hat Schaafs Hermann häufig sonntags bei guter Witterung ausgedehnte Wanderungen durch Wald und Feld in unserer weiteren Umgebung unternommen. Dabei führte er stets sein Fernglas mit sich, einmal hat er mir gestanden: „Wenn die Leute wüssten, was ich schon alles gesehen habe, sie würden staunen.“ Manchmal marschierte er bis Kall, Mechernich, Euskirchen oder Münstereifel und kehrte von dort mit dem Zug nach Hause zurück. Zweimal kam er auch bei mir in Nettersheim an. Die wenigen Groschen für seine Fahrkarte nach Blankenheim (Wald) übernahm ich dann und er feute sich: „Da habe ich ja schon wieder mal Geld gespart.“

Ob Hermann ein besonders frommer Mensch war, weiß ich nicht, „unfromm“ war er jedenfalls nicht, denn sonntags sah man ihn regelmäßig zur Kirche gehen, mit derben genagelten hohen Schuhen, über denen die Hosenbeine mit „Botzepetsche“ (Hosenklammern) zusammen gerafft waren, unterm Arm eingeklemmt das umfangreiche Gebetbuch. In der Kirche betete und sang er lautstark mit, und seltsam: Dabei stotterte er nicht. Hermann konnte sogar Noten lesen. Er besaß eine Mundharmonika, die brachte er manchmal mit, wenn er zu uns kam, und zum Dank für ein Wurstbrot am Abend spielte er uns dann ziemlich gekonnt ein paar seiner Lieder vor.

Hermann Schaaf, Schoofs Hermann, gehört längst der Vergangenheit an, im Dorf spricht kein Mensch mehr über ihn, nur noch ein paar Senioren wissen, dass es ihn überhaupt gegeben hat. Er war bitter arm, wohl der ärmste Mensch im Dorf. Und trotzdem wohl auch der friedfertigste, zufriedenste Mann. Hermann hat mir gegenüber einmal erklärt: „Ech han nix on kreje nix, ech well äwwer och net mieh, ech sen jlöcklich“ (Ich habe nichts und kriege nichts, ich will aber auch gar nicht mehr, ich bin glücklich). Schaafs Hüüsje ist längst verschwunden, an seiner Stelle steht ein schönes modernes Wohnhaus. Es mag 30 oder 40 Jahre her sein, dass Hermann uns verließ. Aus den Augen, aus dem Sinn, – auch „markantere“ Persönlichkeiten sind dagegen nicht gefeit. Wer spricht bei uns beispielsweise heute noch über „Wolefs Tünn“ (Toni Wolff), „Klobbe“ (Johann Friederichs) oder „Krämesch Pitter“ (Peter Schmitz)!